

1 Amára

Ich hasste den Winter. Es war die Zeit der Entbehrung und bei den Göttern, hätte meine Mutter gewusst, was aus mir geworden wäre, sie würde sich im Grab umdrehen. Sie hatte sich zu Lebzeiten nie etwas zu Schulden kommen lassen – wenn man von der Tatsache absah, dass sie mich geboren und aufgezogen hatte. Obwohl wir von den Dorfbewohnern wie Dreck behandelt wurden, hatte sie nie ein schlechtes Wort über sie verloren. Selbst dann nicht, wenn sie von ihnen als »Dämonenhure« beschimpft wurde.

Denk nicht an sie, schalt ich mich. Erinnerungen füllten weder meinen knurrenden Magen, noch wärmten sie meine tauben Zehen. Ich verdrängte die Gedanken an meine Mutter, konzentrierte mich stattdessen auf meine Mission: Neue Stiefel sowie Essen finden.

Entschlossen verließ ich die windschiefe Hütte, die einst ein Schafstall gewesen war und mir jetzt als Behausung diente. Im Winter pfiß es durch sämtliche Ritzen und im Sommer stank es nach alter Schafspisse; trotzdem war es allemal besser, als unter freiem Himmel zu nächtigen.

Der Wind heulte, zerrte an meiner Kleidung und stach auf der Haut. Ich schlang meinen zerschlissenen Umhang enger um mich. Dabei hielt ich die Kapuze fest, die mein auffälliges Haar bändigte. Es war leuchtend rot – wie ein Signalfeuer. *Und eindeutig nicht menschlich ...*

Grummelnd stapfte ich durch den knöcheltiefen Schnee in Richtung Dorf. Meine Stiefel hatten pünktlich zum Wintereinbruch beschlossen auseinanderzufallen – dementsprechend waren meine Zehen nach einer Handvoll Schritten taub. Der Mond über mir erhellte die nähere Umgebung nur mäßig, doch ich kannte den Weg auswendig.

Eine Weile später sah ich die ersten Laternen, die an der Dorfmauer angebracht waren. Wobei Mauer kaum der passende Begriff für die grob zusammengezimmerte Holzvorrichtung war. Die Lichter schwankten, gebeutelt vom heftigen Wind, hin und her. Ich sah schon mindestens eine davon zu Boden segeln. Wie gut, dass wir uns nicht mehr im Krieg mit den Dämonen des Nachbarreiches befanden – einem Angriff dieser Monster hätten die läppischen Holzbretter kaum standgehalten. So grob zusammengezimmert war nicht einmal der alte Schafstall von

Bauer Theb - und das mochte was heißen, bei dem alten Geizhals.

Auf der Palisade patrouillierte eine Handvoll Männer. Ceyán war ein Dörfchen nahe der Grenze, daher gab es nur wenige Freiwillige, die sich als Wächter verpflichtet hatten. Ihre Gewohnheiten hatte ich jahrelang studiert, sodass ich mich stets ungesehen hineinschleichen konnte. Diejenigen, die sich gemeldet hatten, waren mir nur allzu bekannt: ihr Anführer war Herdal, der Schmied, zusammen mit seinem besten Freund der Müllermeister Thore und nicht zu vergessen Alfred, der Schreiner. Einer einfältiger als der andere.

Um nicht ins Visier der Männer zu gelangen, schlug ich einen weiten Bogen um die ausgeleuchtete Umgebung. Stattdessen hielt ich mich in den Schatten der Bäume sowie größerer Felsen. An der Westseite der Palisade hatte ich vor einigen Jahren ein Loch entdeckt. Es war zu eng für einen Wolf, aber gerade breit genug für eine zierliche Person wie mich. Den Dorfbewohnern war es bisher nicht aufgefallen, da es genau in den schmalen Spalt zwischen der Holzwand und einem Kornspeicher führte. Ich musste es nur erreichen, bevor einer der Wachmänner über mir entlang patrouillierte. Dafür hatte ich nur ein paar Momente Zeit.

Zitternd beobachtete ich, wie die Männer ihre Runden drehten und immer wieder kurz innehielten, um ihre Umgebung zu mustern. Auf der Westseite lehnte sich Alfred gähmend an die Brüstung. Daneben stand ihr Anführer Herdal, der gerade einen Flachmann ansetzte. *Alter Säufer.*

Ich rieb mir die eisigen Hände, während es mir nur mit Mühe gelang, ein Grinsen zu unterdrücken. Das würde unkomplizierter werden als angenommen. Alfred war nicht die hellste Kerze im Lüster und Herdal bald zu betrunken, um noch klar sehen zu können. Thore hingegen patrouillierte auf der gegenüberliegenden Seite. Der war fürs Erste nicht mein Problem. *Glück musste man haben.*

Ich kauerte mich unter der gewaltigen Fichte zusammen, wo ich eine Weile wartete. Nur um gänzlich sicherzugehen, dass ihre Aufmerksamkeit nachlassen würde. Die Kälte kroch weiter in meine Glieder, lähmte meinen Körper, machte mich schläfrig. Obwohl ich regelmäßig auf meine Finger hauchte, waren sie bald genauso taub wie meine Zehen.

